

»Junge, du fährst dich irgendwann noch tot mit diesen Raketen. Dann endest du wie James Dean.«

James Deans größter Filmerfolg hieß »Jenseits von Eden«.

Die Parallelen zwischen James Dean und mir waren damals wahrlich erschreckend. James Dean war 24, als er sich mit seinem silbernen Porsche 550 Spyder aus dem Leben schoss. Ich war bei meinem Unfall nur unwesentlich jünger. Er hatte mit »Giganten« seinen Kinohit abgedreht, ich mit »Ich sterbe nicht nochmal« meinen ersten Hit gelandet. Er war zu schnell. Ich war zu schnell. Sein Porsche war ein Wrack, meiner ebenso. Aber er starb, ich lebte weiter. Dennoch ließ mich dieses Bild nicht mehr los. Gemeinsam mit Joachim Horn schrieb ich dann den Text zu »Jenseits von Eden«.

*Lass uns jeden Tag das Leben endlos spüren.
Und uns niemals uns're Ehrlichkeit verlieren.
Wenn uns gar nichts mehr zusammenhält,
verlöscht vielleicht das letzte Licht der Welt.*

In dem Moment, als wir diesen Song fertig hatten, wussten wir alle: Wir haben einen Riesenhit. Der Song, der Text und meine Stimme – das passte. Es war glasklar, dass das funktionieren würde.

Am 21. November 1983 stieg ich mit »Jenseits von Eden« in die Charts ein, acht Wochen später war ich damit in Deutschland, Österreich und der Schweiz auf Platz 1. Ich bin damals gegen die Neue Deutsche Welle und gegen Nena angerannt und hab alles platt gewalzt. Es war nicht einfach ein Erfolg, es war ein Mega-Erfolg. Heute weiß ich: Es war sogar mein größter Erfolg. Denn danach ging es nur noch bergab. Die pure Ironie des Schicksals. Der Porsche konnte mich nicht umbringen. Das Springseil meines Sohnes auch nicht. Selbst der Krebs besiegte mich nicht. Nur das Leben selbst prügelte mich von diesem Tag an windelweich. Und das gefühlt täglich.

TIPP 1

Als ich beschloss, dieses Buch zu schreiben, wollte ich nicht bloß eine reine Autobiografie veröffentlichen. Ich wusste, dass ich für dieses Buch noch einmal durch die verfluchte Hölle meines Lebens gehen muss. Darum wollte ich auch eine Art Lebensratgeber hinterlassen, mit Tipps, wie man nicht vor die Hunde geht. Wer weiß das schließlich besser als ich?! Als ich das erste Mal knapp dem Tod entging, war ich auf dem Höhepunkt meines Erfolgs. Beim zweiten Mal auf dem absoluten Tiefpunkt. Beides habe ich überlebt. Wenn ich durch diese Erlebnisse eines gelernt habe: Du bist im Leben selbst dein größter Gegner. Es geht nicht darum, diesen Gegner zu besiegen, sondern dich möglichst lange im Ring zu halten, ohne dass jemand das weiße Handtuch wirft. Hätte es früher Wetten gegeben, ob ich heute noch in diesem Ring stünde, die meisten hätten ihren Einsatz verloren. Ich bin wahrlich nicht stolz darauf, dass ich vom Leben so oft auf die Bretter geschickt wurde. Aber ich bin stolz darauf, dass ich immer wieder aufgestanden bin. Ich wurde angezählt, manchmal auch bis neun – aber niemals besiegt.

KAPITEL 2

PLÖTZLICH MILLIONÄR

VON DER PIANOBAR ZUR CHARTSPITZE

Der Jazz hat in Köln eine lange Tradition. Ende der Siebziger gab es unglaublich charmante Pianobars, in der jede Menge großartige Künstler auftraten. Hier ein Flügel in der Ecke, dort ein paar Loungemöbel, schummriges Licht, qualmende Zigaretten, Aschenbecher. Es war eine geile Zeit für Künstler. Vielleicht die schönste Zeit überhaupt. Weder wurde Musik gestreamt noch gab es Handys. Wer gute Musik hören wollte, ging in eine Pianobar. Ich war damals 15 und hatte von der Musikszene keine Ahnung. Ich wusste nur, dass ich singen kann und singen will. Allerdings wurde ich von den Besitzern anfangs nur belächelt und vertröstet. »Wenn Pause ist, dann reden wir mal darüber«, hieß es. Ernst genommen hatte mich damals niemand. Und ich kann es ihnen ja nicht mal verdenken. Ich meine, da steht so ein schwächtiger Italiener, mehr Kind als Mann, und will in einem Nachtclub singen. Ich hätte mich wohl auch weggeschickt.

Meinen ersten Auftritt hatte ich schließlich in einem persischen Restaurant namens »Caspian«. Ich war zwar dankbar, dass ich überhaupt vor Publikum singen durfte. Aber ich wusste, dass es mehr geben muss als eine Bühne zwischen Kabab-Spießen und Safranreis. Ich war ehrgeizig und ich hatte wirklich was drauf, trotz meines jungen Alters. Also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und bin eines Nachmittags in die Pianobar namens »Le Grec« gegangen. Das war so ein neuer Laden in der Altstadt von Köln, auf den Ringen, nicht mal einen Kilometer von »Der Taste« entfernt. Ich weiß noch, dass dort im »Le Grec« ein wahnsinnig guter Pianist spielte. Er hieß John Fisher und kam aus den USA. Ich fand das damals so geil, einen echten Ami kennenzulernen. Ich kam ja ursprünglich aus einer Kleinstadt namens Bretten bei Karlsruhe und dieser Typ eben aus den Staaten. Was für Welten! Fisher war witzig und ein bisschen spießig. Und er war ein Genie am Klavier. Also bin ich während den Proben hin und habe ihm etwas vorgesungen. Fisher war total begeistert und hat mich sogleich für denselben Abend eingeladen. Er meinte: »Komm vorbei, und zeig allen, was du kannst.«

Zu dieser Zeit trat in der Pianobar auch ein gewisser Andrew Freddie Thomas auf. Damals noch völlig unbekannt, erst später startete er mit dem Trio »Bad Boys Blue« durch. Andrew hatte die Band mit John McInerney und Trevor Taylor gegründet. Und dieser Typ war schon eine Erscheinung. Ein hipper Afroamerikaner mit Vollbart und Dreadlocks. Bei ihm schwang bei jedem Satz dieses »New-York-Broadway-Feeling« mit. Er rockte den Laden mit Songs wie »Hit the Road, Jack«. An unser erstes Gespräch erinnere ich mich noch, als wäre es gestern.

Er zu mir: »What the hell do you want here?«

Ich: »Ich möchte singen!«

Er zu mir: »I'm a professional singer.«

Ich: »Ja, angenehm!«

Ich muss heute noch über diese skurrile Szene lachen. Da stand dieser gestandene Mann vor mir halbem Kind und machte einen auf dicke Hose, so nach dem Motto: »Ich bin hier der Profi und du bist ein Nichts.« Dass ich an diesem Abend dennoch auftrat, hat ihm ganz und gar nicht gepasst. Zuerst war er dagegen, weil er dachte, ich würde ihm die Show kaputt machen. Danach war er dagegen, weil er Angst hatte, ich würde ihm die Show stehlen. Oder ihm sogar seinen Job wegnehmen. Zu Recht, denn es gab Standing Ovationen. Wäre ich damals älter gewesen, hätte ich mich nach diesem Abend von Andrews Konkurrenzgehabe sicherlich nicht vertreiben lassen. Aber wie gesagt, ich war ein halbes Kind und ich wollte keinen Ärger. Darum überredete ich John Fisher, mit mir in die »Taste« zu gehen. John hatte jede Menge Beziehungen und kannte zudem den Pianisten Moshe Fleisher.

Ein paar Tage später sind wir also gemeinsam zur »Taste« rüber. Man muss wissen, dass die »Taste« nicht einfach nur eine Pianobar war – es war DIE Musikbar schlechthin. Ein edles Schickimicki-Lokal voll mit Prominenz. Jeder, der in der Musik- und Fernsehbranche etwas zu sagen hatte, verkehrte dort. Es war ein Sehen und Gesehenwerden. John sprach direkt mit dem Pianisten und überredete ihn, mich wenigstens ein Lied singen zu lassen. Quasi als eine Art Gefallen aus Freundschaft. Irgendwann gab Moshe nach, nickte in meine Richtung und seufzte. Er hatte keine Ahnung, was ihn da erwartete. Kurz darauf war es soweit: Ich hatte meinen ersten Gig in der »Taste« – begleitet von John Fisher. Mit 15 Jahren. Das war der Hammer. Ich habe noch heute Gänsehaut, wenn ich daran denke. Die Leute sind ausgeflippt. Damit nicht genug. Nach meinem Auftritt folgte der nächste Ritterschlag. Der große Moshe Fleisher klopfte meinem Pianisten auf die Schulter und sagte nur: »Hey, ab jetzt übernehme ich.«

Wer von beiden der bessere Pianist war, ist im Nachhinein schwer zu sagen. John war der typisch studierte Lehrbuch-Musiker, der jedes Lied aus dem Effeff beherrschte. Moshe dagegen spielte rein nach Gehör und Gefühl. Ich glaube, der kannte keine einzige Note. Dem musstest du nur eine Melodie ins Ohr singen und dann hat er das nachgespielt. Moshe war begnadet und eine richtige Rampensau. Bei unserem ersten gemeinsamen Auftritt machte er eine Riesenstimmung und ließ mich gar nicht mehr weg vom Mikrofon. Von da an habe ich fast jeden Abend in der »Taste« gesungen.

Ich denke sehr oft und sehr gerne an diese Zeit zurück. Die »Taste« wurde so etwas wie mein zweites Wohnzimmer. So oft es ging, stand ich dort auf der Bühne. Ich habe alles gesungen: englisch, deutsch und italienisch. Ob »Una festa sui prati« von Adriano

Celentano oder »Jailhouse Rock« von Elvis Presley. Aber eben auch deutsche Songs wie die deutsche Version von »Crying in the Chapel« – »Du hast ja Tränen in den Augen«. Ich hatte damals noch die Gabe, dass ich nicht nur sehr tief singen konnte, sondern auch sehr hoch. Ich habe erst später erfahren, dass das nur den wenigsten Musikern gelingt.

Klar, dass das herumging wie ein Lauffeuer. Plötzlich hieß es: »Du musst mal in ›Die Taste‹ gehen, da singt einer wie Elvis. Wenn der hinter einem Vorhang singen würde, würdest du glauben, da steht der King persönlich.« Im Laufe der Zeit habe ich mein Repertoire erweitert, so dass ich an manchen Abenden mehrmals locker eine halbe Stunde am Stück meine Songs ins Mikro schmetterte. Je öfter ich auftrat, desto mehr wusste ich: »Das ist mein Ding.« Ich hatte solchen Spaß daran, auch weil ich das erste Mal in meinem Leben etwas so richtig gut konnte. Nicht nur richtig gut, sondern auch besser als andere. Im Singen war ich schwer zu schlagen. Das hat mir sehr viel Selbstvertrauen gegeben. Bis dahin hatte ich lustigerweise in der Schule den Ruf, eher schüchtern und still zu sein.

Seit ich angefangen hatte, in der Pianobar zu singen, bin ich nachts immer erst so gegen zwei, drei heimgekommen. Meine Mutter machte sich deswegen ständig Sorgen. »Wo treibst du dich rum so spät? Bist du mit den falschen Leuten zusammen?«

Es war jedes Mal die gleiche Leier. Und ich habe ihr immer geantwortet: »Mama, ich will Sänger werden. Ich schaffe das. Ich werde berühmt.«

Ich weiß noch, wie mich der neue Mann meiner Mutter mit ungläubigen Augen anblickte und fragte: »Warum willst du denn unbedingt berühmt werden?«

Ich hatte damals keine Antwort parat, weil es keine Antwort darauf gab. Mir ging es ja nie um den Ruhm an sich. Ich wollte einfach nur singen. Ich träumte von einer Platte mit meinem Namen drauf. Das war es, was ich wollte. Scheiß auf den Ruhm. Ich wollte einen Plattenvertrag, der Rest war mir egal. Meine Mutter hielt das allerdings für die Hirngespinnste eines Teenagers.

Sie rief deswegen sogar meinen Vater an und erklärte ihm am Telefon: »Hör mal, dein Sohn kommt hier nachts erst um drei nach Hause. Und wir wissen nicht, wo der steckt. Er sagt, er singt in einer Pianobar.«

Ich kann mir gut vorstellen, wie meine Mutter damals meinen Vater zur Schnecke gemacht hat mit ihrem italienischen Temperament. Wie sie ihn in die Verantwortung nahm und ihm sagte, er solle sich gefälligst um seinen Sohn kümmern. Sie ist eine Mamma, und eine Mamma beschützt nun mal ihren Bambino mit allem, was sie hat.

Man muss wissen, dass meine Eltern damals längst geschieden waren. Mein Vater war nach der Scheidung in Bretten geblieben, ich war mit meiner Mutter nach Köln gezogen. Kurz darauf kam also der zu erwartende Anruf meines Vaters.

»Ja, Papa, ich singe in einer Bar«, erklärte ich ihm. »Komm doch einfach mal vorbei. Und bring Mama mit. Dann singe ich euch etwas vor.«